

In freier Stunde

Sensation in Heiligenburg

(20. Fortsetzung)

Roman von Ernst Klein

Die Gräfin sah ihm nach. „Ein Arzt, zu dem man Vertrauen haben kann!“ ließ sie sich vernehmen. „Ist es wahr, daß er ein so genialer Chirurg ist?“

Der Notar gab eifrigst Bescheid: „Aus ganz Niederösterreich kommen die Leute zu ihm. Sogar von Böhmen herüber. Ah — wenn er will, ist er in ein paar Jahren Professor in Wien.“ Der alte Herr machte eine kleine Pause und schüttelte den Kopf. „Das Unglück, das er jetzt gehabt hat! Und dann — Sie wissen es wohl noch nicht, meine Damen? Weiß Gott, was da passiert ist . . . Doktor Weyer, mit dem Christine verlobt war, hat sich plötzlich versehen lassen. Meine Frau und ich — wir können uns das gar nicht erklären . . . Die Christel! Das schönste und beste Mädchen im ganzen Waldviertel! Und Geld hat sie auch gehabt: Der alte Wagenmeister war doch hoch versichert!“

So fing es an . . .

28. Kapitel.

Zunächst gewann Irma ihren Prozeß. Sie gewann ihn, wie Prinz Eugen seine Schlachten: mit fliegenden Fahnen.

Sie selbst erschien zur Verhandlung, in raffinierteste dunkle Eleganz gekleidet. Stattlich neben ihr die Mama. Mit klarer Stimme stand sie Rede und Antwort. Und es gab oft kitzlige Fragen; denn die herzliche Schwägerin in Budapest hatte alle die mehr oder minder tollen Streiche der früheren Komtesse Sandenberg mit Sorgfalt zusammengetragen. Tratsch aus Heiligenburg und aus dem Schloß wurde dazu verwendet, um die Gattin des Barons Nikolaus Utterstein als ein treu-, sitten- und gewissenloses Weib zu malen. Die tragische Szene im Garten! Was machte die Phantasie des Wiener Rechtsanwalts, des Vertreters der Budapesterin, daraus? Hier war die gefährlichste Stellung: die Schlüsselposition. Wer sie behauptete, gewann die Schlacht.

Der Richter, Landesgerichtspräsident Spannagel selbst, bemühte sich, Klarheit zu schaffen. „War der Herr Baron um diese Zeit betrunken?“ fragte er Irma.

Sie sagte: „Nein!“ Und die Dienerschaft bestätigte das.

„Wie kommt es dann, daß er sofort draufloschoß, als er zu Ihnen und dem Verwalter trat, Frau Baronin?“

Dr. Adolf Aufrecht, Führer der Radikalnationalen im Waldviertel, war der Verteidiger. „Herr Präsident,“ warf er ein, „besiegen sich zu erinnern, daß der Baron gegenwärtig an unheilbarer Paralyse dahinsiecht? In jenem kritischen Moment ist eben der Wahnsinn ausgebrochen.“

Die Gegenseite wich nicht zurück. „Frau Baronin hat selbst zugegeben, daß sie den Verwalter in den Garten bestellt habe. Für vier Uhr; also zu einer Zeit, da sie sich vor dem Baron sicher glauben mußte.“

Mit leicht geneigtem Kopf, ernst und gefaßt, wie es dieser Situation geziemte, hörte Irma den Ausführungen des Wiener Advokaten zu. Nichts von Trotz und Herausforderung in ihrer Haltung. Nur die Frau, die um ihre Ehre und ihr Recht kämpfte.

Der Wiener Anwalt war ganz große Nummer, am Himmel des österreichischen Barreaus ein Stern allerersten Größe. Er sprach liebenswürdig, als Mann von Welt. Er fand es begreiflich, daß eine Dame wie Irma Utterstein sich an der Seite des Barons unglücklich fühlte. Daß sie bei einem jungen, liebenswürdigen Menschen Trost suchte. Gewiß nicht Herfreudung; nichts Oberflächliches, nichts Kriboles. Innere Unzufriedenheit, äußeres Unglück, Anstöß vielleicht . . . Aber doch das Stelldichein um vier Uhr! „Darf ich fragen, Frau Baronin, wie Ihre Stellung war, als Ihr Herr Gemahl erschien?“

Dr. Adolf Aufrecht rechte sich. „Hoher Gerichtshof! Die Frau Baronin ist erst vor wenigen Tagen aus dem Spital entlassen worden. Kann man ihr denn wirklich nicht unnötige Aufregungen ersparen?“

Doch Irma fuhr ihrem eigenen Anwalt in die Parade und machte seinen Fehler wieder gut. „Ich bin hergekommen,“ sagte sie, „um auf alle Fragen zu antworten! Ich will keiner ausweichen!“

Ihr Auge traf dabei Christine, die auf der Zeugenbank neben der Gräfin saß. Die Freundin telegraphierte verzweifelte Warnungsblicke: Sag doch die Wahrheit! Daß er über dich hergefallen ist . . . Irma schüttelte kaum merklich den Kopf. Sie stand bei ihrem ersten Wort. So, wie sie die Szene gleich dem Untersuchungsrichter geschildert hatte. Nicht einen Schritt gab sie nach.

Heiligenburg drängte sich im Verhandlungsaal. Dasselbe Heiligenburg, das früher nicht genug über die verwegene rote Basenkappe sich hatte aufregen können, erariff fanatisch Partei für „unserer Baronin“. Es wurde wild, wenn der Anwalt der „Budapesterin“ mit gar zu hinterlistigen Fragen daherkam. Es scharfte während seines Plädoyers mit den Fäusten. Räusperte sich. Schmeuzte sich. Es rief laut „Bravo!“, wenn Irma für sich sprach. Heiligenburg brachte den großen Stern aus Wien um seine Sicherheit. Heiligenburg war begeistert von Dr. Aufrecht, der lokalen Größe. Heiligenburg schuf Atmosphäre. Heiligenburg half der Baronin den Prozeß gewinnen . . .

Martin war am Tage nach dem Prozeß bei Irma. „Christine war außer sich,“ erzählte er. „Sie hat Angst

gehabt, Sie verlören alles. Sie hätten doch sagen müssen, daß dem armen Kerl, dem Ritter, der Verstand durchging . . .

„Und die Mutter und das kleine Mädcl dort in Zwickl? Die glauben an ihn!“

„Sie reden mir von einem Grab! Und Sie selbst? Baronin, wenn ich's mir recht überleg' — —“

Sie fuhr ihn an. „Recht überlegen. Tun Sie denn das? Ich hab nicht an den armen Ritter gedacht, dem kein Gott mehr helfen kann. Ich hab' nur an die beiden Frauen gedacht. Die leben! Und an mich. Ich lebe auch! Denn nur die Lebenden haben recht!“

Wie aus einer Vision heraus sagte sie das, und der Mann verstummte.

29. Kapitel.

Wie fing es an?

Der Notar Dr. Reisenberger und seine Frau konnten nicht begreifen, warum Dr. Weyer das schönste und beste Mädcl des Waldviertels sitzen ließ. Und Geld hatte sie auch! Ja, damit fing es an . . .

Wie hatte Richard Weyer selber gesagt? In Heiligenburg gibt's eine Tarockpartie im Kaffeehaus und einen Bridgezirkel bei der Frau Bezirkshauptmann. Bei der Tarockpartie begannen die Männer zu reden; beim Bridgezirkel setzten es die Frauen fort . . .

„Wozu der Martin gleich nach dem Tod von dem alten Wagenmeister die Hypothek gebraucht hat —?“ fragte der Notar die Kunde. „Mit dem Sanatorium ist's ja doch nichts geworden . . .“ Und keiner wußte eine Antwort darauf.

„Knall und Fall hat sich Dr. Weyer versehen lassen!“ erklärte die Frau Bezirkshauptmann. „Bei seinen Beziehungen hätte er sich den Zeitpunkt doch aussuchen können?“

Frau Landesgerichtspräsident Spannagel, die so schlecht Bridge spielte, daß sie nur als Kiebiß geduldet wurde, ließ eine Bombe fliegen: Und, meine Damen, denken Sie: der Franz geigt in einem Kaffeehaus! Dr. Jörn, der hat ihn selber dort gesehen.“

Die Verwirrung und die Ratlosigkeit wurden noch größer, als die Oeffentlichkeit Kenntnis von der Tatsache erlangte, daß Dr. Martin Wagenmeister in der Sparkasse für seine Schwester fünfundzwanzigtausend Schilling eingezahlt hatte.

„Nun, sehen Sie, meine Herrschaften!“ trumpfte Frau Gymnasialdirektor Buch auf, die bekanntlich französische Romane las, stolz auf ihren weiten Horizont war und unermüdlisch die Sache der Familie Wagenmeister verteidigte.

„Eine Menge Geld!“ — „Der alte Wagenmeister war aber auf viel mehr versichert!“ — „Hab' ich auch gehört.“ — „Fünfzehntausend hat der Martin allein aus der Hypothek bekommen!“

Oeffentlichkeit . . . Unbarmherzig. Nicht einmal von Grund auf böse. Gar keine Spur. Jrgendeine geheime Kraft des Unterbewußtseins, die noch aus dem Herdentrieb des Menschen herstammte, war da am Werke.

Eine der Hauptquellen, aus denen diese unaufhörlich wirkende Kraft ihre Nahrung zog, war die Kanzlei der Sparkasse selbst. Dort hatten sie schon längst die Köpfe zusammengesteckt: Warum hoßt eigentlich der Revisor so lange da?

Strobl war grob geworden, wenn man ihm mit Fragen kam. Strobl konnte indes nicht verhindern, daß über den Tratsch im Hausflur allerlei Gerede auf den Marktplatz hinauswich, sich dort sammelte und von diesem Staubbecken in die Stadt, in den Bezirk, ins ganze Waldviertel strömte.

Der Rattmanr ließ sich allzeit vernehmen: „Ich hab'

gleich g'sagt: „Wie er so dag'stand'n is an sein' Schreibtsch, der Herr Direktor —!“ Net wahr, Nowak?“

Und der pfeifengurgelnde Hausmeister Nowak bestätigte das: „Natürlich hat er das g'sagt, der Herr Rattmanr: „Wie er so dag'stand'n is an sein' Schreibtsch —!“ hat er g'sagt . . .“

So sprach man in der Kanzlei. Und die Frau Kampf lief herum und schwelgte in der Wichtigkeit ihrer Erinnerungen: „Ich hab' gleich g'merkt, wie er so plötzlich aufg'stand'n is —!“

Das Geheimnis verdichtete sich. Phantasien der Geschäftstüren, der Kaffeehaustische und Hausflure arbeiteten. Nirgendwo Greifbares und Beweisbares. Das ist so eine Ueberschwemmung, die aus allen möglichen kleinen Bächlein zusammensickert und zusammenstropft. Sie steigt im Anfang kaum merkbar, dann höher und höher. Zuerst lautlos, hörbar allmählich und lärmend am Ende.

Wenn Christine auf dem Markt oder in einem Geschäft erschien, raunte es hinter ihr her. Wenn Damen der Gesellschaft sie begrüßten, nahmen ihre Fragen besorgte oder mitleidige Töne an: „Wie geht's denn, meine liebe Christine?“ — „Arme Christel! Noch nicht getröstet?“ So recht liebevoll angezogen, daß die Nerven der Geplagten zu zittern anfangen.

Sie beklagte sich nicht. Weder zu Martin, noch zu Irma. Sie trug den Kopf hoch und dankte liebenswürdig auf alle Erkundigungen nach ihrem geistigen und körperlichen Befinden. Sie flüchtete in ihren Garten. Oder fuhr mit Irma über Land. Oft für ganze Tage. Jrgendwo hinein in den Wald, wo man den Atemzug der Natur spürte.

Martin sah das alles. Hörte es. Er wußte, daß man im Spital hinter ihm hertuschelte. Ueber die weiten Gänge und Treppen huschte der Tratsch. Die Kranken schauten ihn oft so merkwürdig an. Er erzählte nach wie vor gepfefferte Witze, redete mit den Leuten in ihrer Sprache und wartete darauf, daß er einmal zuschlagen könnte.

Da war vor zwei Jahren eine Geschichte gewesen: Klatsch über ihn und die Frau eines Kollegen; Kaffeehausklatsch. Er ging sonst nie ins Kaffeehaus, denn er haßte es, in schlechter Luft zu hocken; aber damals kam er mitten hinein in die Tarockpartie und griff sich den Mann, der für den Klatsch verantwortlich war: „Wenn Sie noch einmal Ihr Maul aufmachen, hau ich Ihnen zwei Watschen herunter!“ — Der Mann, ein Steueroberkontrolleur, ließ sich schleunigst versehen.

Aber dieses Mal war niemand zu greifen. Er hätte die ganze Stadt, den ganzen Bezirk packen müssen. Die Ueberschwemmung stieg und stieg. Bis an die Knöchel — an die Knie . . .

So ging eine Woche hin. Dann sagte ihm Irma eines Tages, als er bei ihr auf der Terrasse saß und Kaffee trank: „Wissen Sie, was man im Orte redet?“

„Nun?“

„Ob es wahr sei, daß Ihr Herr Vater nicht durch einen Unfall umgekommen wär . . . Mein Kammermädchen hat mir das heute brühwarm mitgeteilt.“

Er biß am Schnurrbart herum. „Ich weiß . . .“

„Und Christel?“

Er streckte die Arme weit von sich. Nicht Kraftäußerung, diese Bewegung. Hilflosigkeit. „Was soll ich machen? Ich muß warten!“

„Worauf? Martin — Christel geht zugrunde!“

In diesem breiten, robusten Männergesicht, ehemals stets so voller Lachen und Lebensfreude, war jetzt nichts als Schmerz. „Die Christel —?“ wiederholte er leise.

Irma griff nach seiner Hand. Die war feucht und heiß; und die Frau fühlte, wie unter der Haut die Adern zuckten . . .

(Fortsetzung folgt)

Kamerad ohne Treue

Von Franz Friedrich Oberhauser.

Ueber die *Lonjame grounds*, über die Einsamen Gründe, über die hohen Tannen und Fichten brauste ein nordischer Sturm; mit einer teuflischen Lust trieb er den Schnee auf die Hüften der Fellsjäger zu. Bald werden die Nordlichter mit ihrem phantastischen, grünleuchtenden Reigen zu spielen anfangen; die Polarwölfe und Füchse werden dann gegen den Süden wandern. Die Jäger und Fallensteller werden denselben Weg nehmen, bevor sie der große Blizzard zur Erde schlägt.

An einem solchen Tag war Kaymer zurückgekehrt; aus endlosen, namenlosen Wäldern, die meist nur die streifenden, jagenden Indianer kannten, hatte er die letzte Beute des Jahres mitgebracht; aber während des gefährlichen, sonderbaren Weges zwischen den aufspringenden Stürmen hatte er sie zurückgelassen. Ein rätselhaftes Feuer brannte in seinen Adern. Daß er dennoch seine Hütte gefunden hatte, mochte der Güte des Schicksals zu verdanken sein. Ein merkwürdiges Dämmern legte sich um seine Gedanken. Durch dieses Dämmern hindurch sah er seinen Kameraden, den kleinen, aber jähen Cain, der ihm beim Herichten der Felle half. Kaymer wußte nicht mehr, daß er seine harte Faust oftmals auf den Rücken des Kameraden legte. Er wußte nichts mehr um die Vergangenheit; er behagte den Hinken, aber ein wenig furchtsamen Cain mit einigen Fellen und trieb ihn monatelang an, alles zu tun, was in der Stärke seiner Muskel an Kraft herauszuholen war.

Die kleinen Fensterscheiben klirrten in der beginnenden Kälte. Drüben, an den Hängen sah Cain die Jäger ihre Schlitten packen, um abzufahren, nach dem Fluß, der sie in den milderen Süden brachte. Als Kaymer auf sein Lager fiel, sah ihn Cain eine Weile ungeschlüssig an. So spürte endlich dieser Kiesel auch eine Faust, die Faust des Schicksals, die ihm jetzt plötzlich im Nacken saß. Cain empfand ein Gefühl der Vergeltung; er fand einen Helfer, und der Zufall schien ihm günstig zu sein, und vergelten zu wollen alle die harte Not und die böse Gefahr, in die ihn diese wilde Faust hineingeschleppt hatte, um einiger wertloser Füchse willen. Dabei dachte er an die Falle die er mit Kaymer unter der Falltür im kleinen Keller sauber gemacht, gebrannt und aufgelagert hatte. „Der Teufel wartet draußen!“ sagte Cain, er sagte es laut und ohne Bedenken. Damit beugte er sich, in einem Reiz an Kameradschaftlichkeit nieder, tastete den riesenhaften Körper nach einer Wunde ab; möglich, daß Kaymer mit einem Puma einen Kaufhandel hatte, oder sonst ein heftiges Abenteuer bestanden mußte; aber er fand nichts. Da sieht etwas anderes in deinen wilden Adern, du, flüsterte er, und stand auf, sah ihm ein Weilschen zu und ein Lächeln fügte sich um die dünnen Lippen. Von diesem Lächeln zu einer schlechten Tat ist kein weiter Weg; unter den Füßen Cains lagen die Felle. „Kannst sie nimmer brauchen! Du! Sind ehrlich verdient!“ — „Ist ein Raub, ist ein Diebstahl, Cain! Daß ihn nicht allein, deinen Kameraden. Gib die Treue nicht auf!“ fing eine Stimme zu reden an.

Ohne sich um Kaymer zu kümmern, holte Cain die Felle aus dem Versteck, legte sie zusammen, verschürzte sie mit einem Riemen; die bartwildigen Lippen Kaymers flüsternten, sie schlugen heiße Worte in die Luft; Cain hörte nicht darauf; Kaymer hatte Durst, Kaymer rief nach dem Freund, Kaymer suchte ihn, hatte Angst vor dem Alleinsein. . . Cain holte den Schlitten aus der Hütte, packte auf, Felle, Konserven, Dolch und Gewehr. blieb noch einmal stehen, drehte sich um. „Das Schicksal will es!“ sagte er. „Lassen wir ihm sein Recht.“

Dann stieg er die Türe auf; scharf blies der Sturm in die Hütte. Schwarz senkte sich der Himmel in die Ferne. Alle Jäger waren schon fort; er mußte sich beeilen. Aber noch war der Weg gut und fahrbar. Und vielleicht gab es eine schützende Begegnung. Als er schon auf dem Schlitten saß, wendete er sich um. „Nein!“ sagte er, „die Türe will ich schließen, das kostet nichts!“ Es war das einzige, was er für seinen Kameraden tat, und weil er es tat, sprach das Schicksal. Cain hörte die Stimme Kaymers. „Heiß . . . ist es . . . hast du Feuer angezündet?“ — „Feuer!“ Cain erschrak. Er hatte keine Streichhölzer. Die Streichhölzer trug Kaymer in der Tasche, wohlverborgen, wie ein Wertstück. Sie waren ein Wertstück; aber Cain kannte das Versteck. Er sprang über Kaymer hinweg, nach dem kurzen Fellschut seines Freundes. Und dort fand er sie. Er steckte sie ein, schritt hinaus, schlug die Tür zu und stieg auf den Schlitten.

Er hatte den Notruf des Schicksals nicht verstanden. Er hatte die Warnung nicht begriffen. Das Geld lockte ihn, die Felle, die vielen kostbaren Felle! Denn Kaymers Felle waren im Süden begehrt; wenn er sie an den Mann bringt, würde er nicht mehr in den Norden wandern, Fallenstellen und sich schinden lassen müssen. Und wieder spielte das Laichen um seinen Mund. Cain trieb die Nüchse tief in die Stirne, er er-

griff die Hörner des Schlittens und setzte zur Fahrt in die Niederung an.

Der Schnee fiel dicht; in wundervollen Flocken, indessen der Sturm die großen Atempausen machte, tanzte er märchenhaft aus dem tiefen Himmel, der fast die Spitzen der hohen Douglasfichten erreichte.

Die Kälte setzte an, klingend brach das Holz und fiel mit lautem Tosen zwischen den Beständen in das dicke Astwerk. Wie Nadeln stach die Kälte durch die Pelze und die Kleider. Der Sturm hinderte die Weiterfahrt; die Hände wurden steif, und wie Holz lagen die Beine in den Rufen.

Und niemand war zu sehen.

„Es wird spät werden, aber ich werde das Boot erreichen!“ dachte sich Cain. Und „ich werde am Waldbrand Feuer machen und mich erwärmen, wenn ich schon die Ebene erreicht habe!“

Cain erreichte die Ebene; spät und nach einer schwerwollen Fahrt hielt er vor einem Sandhügel an. Es dauerte eine lange Weile, ehe er sich wieder richtig bewegen konnte. Aber er kannte sich aus in der Kunst, seine Glieder gefügig zu machen, wenn sie die scharfe Kälte des Nordens gefesselt hatte.

„Es ist besser, wenn ich eine Grube steche,“ dachte er sich, „das Feuer versängt sich dann sicher und gut.“

Vielleicht war es die Müdigkeit, die ihn langsamer arbeiten ließ; vielleicht war es ein Gefühl der Sicherheit. Da lagen die kostbaren Felle, und weit droben hinter den Wäldern lag der alte Waldläufer, dem sie gehörten. Auch behagte ihm die Arbeit; sie wärmte, wenn es auch langsam ging.

Cain schob den frühen Schnee zur Seite. Der Boden war sandig, eine Schicht war gefroren, dann aber ging es leichter. Und immer tiefer grub er; die kleine, handliche Schaufel, die immer am Schlitten befestigt war, hatte eine gepflegte Schärfe. Und so eigentümlich warm wurde es ihm, je tiefer er kam. In kurzen Abständen brüllte der Sturm über ihm hinweg.

Es war eine mühsame Arbeit; aber er wußte, es war eine Arbeit für das Leben. Wenn er ihn sehen würde, der Kamerad; wie er sich hier einmullt, und ein Feuer ansacht mit seinen Schwefelhölzern. Wie er ihm noch hilft dazu! Er braucht sie doch nicht mehr, denkt er. Und er denkt so merkwürdig, sich entschuldigend, ein wenig ängstlich und dennoch — einmal auf dem Weg des Berrales —, fest und sicher. Dann ist das schützende Loch so groß, daß er sich niederbeugen kann darin, das weniggetrodene Holz ausschichten, bis die Flamme garlich. Dann mag der weiße Satan kommen; bis morgen ist er in Sicherheit! Schon braust es wieder über die Wälder. Die Kälte beißt, die Glieder schmerzen. Aber die Felle sind ein wärmender Schutz und das Feuer, das er nähren wird, wird ihm die Kist er-möglichen! Das Feuer! Das Feuer!

Seine Hände sind ungelentig, in seinen Gliedern brennt es. Langsam beginnt der Schnee zu fallen. Es wird ganz ruhig, sonderbar still. . . Immer noch fällt der Schnee. . . dicht und in großen Flocken. . .

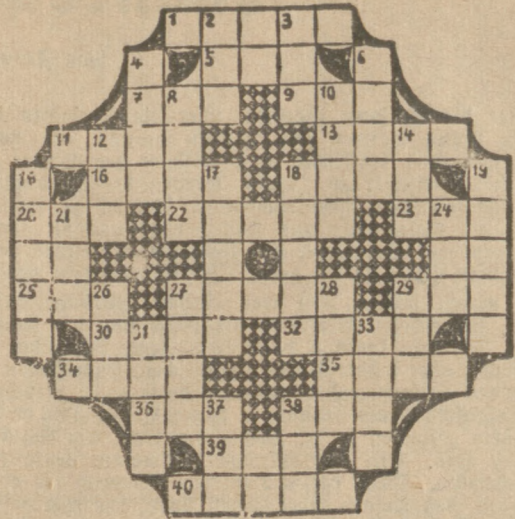
Später — viel später als die letzten Schneestürme schon dem weißen Teufel nachliefen, der sich in den Norden hinein zurückgezogen hatte, kommt ein Mann denselben Weg herab, den Cain genommen hatte. Es ist Thomas Kaymer. Und er ist in Begleitung eines Indianers vom Sceenafluß. Ein junger Mensch, der in seiner Hütte Zuflucht gesucht hatte, und dem Thomas sein Leben verdankt. Sie haben den Winter über unter Mut und Schmerz durchgehalten, bis der Wald wegbar wurde. Thomas Kaymer rastete auf einem Schneehügel; und als er seinen Stod in den Schnee stößt, entdeckt er seine Felle. Und noch mehr, so, daß ein grimmiges Lächeln über sein Gesicht wehert. „Psui, Teufel!“ sagt er, als er seine Felle entdeckte. „Ich hatte einen Kameraden, der mich bestahl. Er ist mit den Fellen durch. Sind ihm wohl zu schwer geworden, oder haben ihn die Wölfe bedroht? Psui Teufel über den Verrat des Kameraden. Ueber die Treulosigkeit des Freundes. Und das Schicksal? Dieses großartige Schicksal, wo bleibt es? Wo bleibt der Rächer, oben?“ In diesem Augenblick findet der Indianer eine Fündholzsackel. Er hebt sie auf, Thomas nimmt sie. Das grimmige Lächeln, das wieder kommt, verschwindet.

„Du!“ sagt er langsam, „nimm mein Wort zurück. Man soll seine Kameradschaft hochhalten, in Ehren, wie einen Edelstein. Aber die Menschen sind blind, alle haben dieselbe Blindheit, mit der sie ein Schicksal schlägt! Sieh her: das Schicksal ist gerecht, es hat abgerechnet mit dem Kameraden ohne Treue, es hat abgerechnet mit ihm. Sie waren alt! Sieh her: sie hatten keine Köpfe!“ . . .

Ein fluchbeladener Edelstein

Ueber den Fluch der Pharaonen, der die Större ihrer Grabesruhe traf, ist schon allerlei geschrieben worden. Man hat die Opfer aufgezehrt, die irgendeines geheimnisvollen Todes starben. Man hat auch nachgewiesen, daß es alles Humbug ist. Sene Menschen seien entweder eines ganz natürlichen Todes verblühen oder gar nicht gestorben oder nicht bei der Deffnung der Gräber anwesend gewesen. Aber neuerdings scheint das Schicksal eines Pharaonen-Ringes den an übersinnliche Zusammenhänge glaubenden Zeitgenossen recht zu geben. Dieser Schmutz soll die Gabe besitzen, alle sieben Jahre ein Unheil anzurichten. Er wurde im Beginn des 19. Jahrhunderts bei Gizeh gefunden. Im Jahre 1863 erwarb ihn der Deutsche Georg Frank. Zwei Jahre später starben seine Frau und seine Kinder. Er selbst erlag einem Schlaganfall. John Kyle erbt das Juwel. Er verunglückte im Jahre 1872. Sieben Jahre später erhängte sich sein Sohn im Gefängnis. 1886 traf den neuen Besitzer die Kugel. Mit unheimlicher Regelmäßigkeit, alle sieben Jahre, brach irgendein Unglück über die Familie Kyle herein. Zuletzt verlor im Jahre 1928 der Besitzer bei einem Eisenbahnunglück sein Leben. Nun will niemand mehr dem Verderben trocken, das für das Jahr 1935 droht. Der letzte Erbe des Schmuckes überreichte ihn der ägyptischen Regierung. Sie hat den Ring in einem Museum untergebracht. Wird das Unheil nun einen Beamten des Instituts treffen? Oder wird der Stein, nachdem er in die Heimat zurückgeführt ist, endlich Ruhe geben?

Kreuzworträtsel.



Senkrecht: 2. Zahlwort, 3. Tiefenmeßgerät, 4. Raabename, 5. Insektenresser, 8. Fluß zur Saale, 10. Blutkanal, 12. Lebensbund, 14. Hilfszeitwort, 15. Wohnzimmer, 17. Muadteil, 18. Fluß zur Nordsee, 19. Hunderrasse, 21. Straußenvogel, 24. Spaltwerkzeug, 26. Scheidegruß, 27. Nährmutter, 28. Möbelstück, 29. Körperteil, 31. Wasserflanze, 33. innerer Körperteil, 37. Farbe, 39. Viehweide.

Waagrecht: 1. Streckenmaß, 5. Männername, 7. Teil eines Grundstücks, 9. Reismaß, 11. Gewässer, 13. Schybaum (h = ein Buchstabe), 14. Brennmaterial, 18. Fisch, 20. Getränk, 22. Komponist der Oper „Fra Diavolo“, 23. Schiffsseil, 25. andere Bezeichnung für Knabe, 27. Frauennamen, 29. Göttin, 30. Brettspiel, 32. Hühnerart, 34. Kopfbedeckung, 35. mittelalterliches Gericht, 36. germanische Waffe, 38. Wappentier, 39. flüssiges Fett, 40. Baumteil.

Geheimschrift.

12. 3. 17. 7. 6. — 14. 13. 4. 4. 12. — 17. 13. — 6. 7. 2. 8. 7. 8. — 12. 2. 3. 16. 7. 8. — 17. 5. 2. — 17. 5. 7. — 9. 3. 10. 2. 10. 7. 5. 12. — 6. 3. 4. 4. 7. 8. — 4. 3. 16. 7. 8. — 8. 5. 11. 12. — 17. 3. 2. 13. 7. 1. 7. 2. — 17. 5. 11. 10. — 1. 7. 15. 6. 3. 16. 7. 8. — 9. 7. 8. 8. — 7. 4. — 10. 7. 5. 6. 4. 3. 14. — 17. 5. 11. 10. — 9. 5. 2. 17. — 8. 3. 16. 7. 8.

Diese Zahlen sind durch Buchstaben zu ersetzen und ergeben bei richtiger Lösung einen Spruch von Rückert (E = ff). — Als Schlüsselwörter dienen:

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. = südamerikanischer Staat.
9. 7. 5. 10. 8. 3. 11. 10. 12. 4. 1. 3. 13. 14. = Festsymbol.
15. 13. 8. 5. 16. 13. 8. 17. 7. = altdeutscher weiblicher Name. 21464.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Kreuzworträtsel: Senkrecht: 1. Lal, 2. Amor, 3. Regas, 4. roh, 5. Gliz, 6. Hede, 8. Stein, 10. Etal, 12. Lapid, 13. Vrahe, 15. Niger, 16. Oper, 18. Ruf, 20. Ken, 22. Lee. — Waagrecht: 1. Labat, 4. Reh, 7. Amen, 8. Sose, 9. Bog, 10. Ethil, 11. Ratte, 14. Satin, 17. Panit, 19. April, 21. Gut, 23. Heer, 24. Bese, 25. Ern, 26. Hirse.

Verwandlungsrätsel: Berle, Otter, Stab, Tafel, Achse, Neger, Winde, Erle, Italien, Saat, Unrat, Nora, Geier. — Postanweisung.

Lebensregel: Gegeben — gegeben, Haben Geben.

Erholung: Wochenende.

Silbenverrätsel: Draußen und drinnen. Wenn rauher Wind an unsern Fenstern rüttelt, / Im Schornstein heult mit schauerlichen Klagen, / Wenn er das letzte Laub vom Baume schüttelt, / Dann sehnt man sich nach Wärme und Behagen, / Dann rückt man traulich am Kamin zusammen, / Und küßt sich eng verbunden und verschwiebert, / Sieht man gemeinsam in die roten Flammen / Des Feuers, das da vor uns lustig knistert, / Schon mancher hat in solchen trauten Stunden, / Da ihn ein holder Zauber ganz umhüllte / Das längst ersehnte Menschenkind gefunden, / Das seine Sehnsucht liebend ihm erfüllte, / Dann ist in ihm, trotz Wintersturmgewalten, / Ein Leuchten und ein Singen, wie im Lenze, / Er sieht die Wolken nicht, die schwarzgeballen, / Sein Glück liegt sonnig vor ihm ohne Grenze.

Zitaträtsel: Last ist der Verstand des Herzens.

Zum Kopferbrechen

Silbenverrätsel.

bäl — hlt — hen — düm — de — de — den — den
— der — der — der — dün — ent — er — er — er — er
— fül — gen — gen — heim — hül — lei — ler — tin
— kü — küm — len — len — lich — ste — mer —
mun — nachts — re — sit — ste — ste — stun — ten
ten — we — weih — wer — wie — zei — zen — zen

Vorstehende Silben ergeben, richtig aneinandergereiht, die Schlusswörter in den Zeilen des folgenden Gedichtes, in dem sich immer die ersten und dritten, und die zweiten und vierten Zeilen reimen. — Jeder Strich entspricht einer Silbe.

Kinderreuden.

O sorglos, sel'ge — — — — —
Da Freude blüht auf allen — — — — —
Da tausend kleine — — — — —
Das Herz erwartungsvoll — — — — —
Da würzig lecke — — — — —
Mit eitel Wonne uns — — — — —
Bei' sie uns Mutters — — — — —
Ganz offenkundig schon — — — — —

Da abends in der — — — — —
Die Kleinen bei der Oma — — — — —
Da alles hängt an ihrem — — — — —
Und froh die Kinderaugen — — — — —
Da all die alten — — — — —
Undächtigt fromm gesungen — — — — —
Du Kinderzeit, o läßtst du — — — — —
Du warst das Paradies auf — — — — — 21594.

Räuge.

Ganz und Franz, die bösen beiden,
Wachte niemand gerne leiden,
Denn die Einszwei taten ungut,
Daher herrschte großer Unmut.
Wen's in Drei nun ward befangen,
Lag die Einszwei man belangen,
Denn man glaubte ganz gewiß,
Kam ein solches Argerniß,
Konnten's nur die beiden sein.
Ihr Gewissen war oft rein,
Manchmal war ein Einszweidrei
Nicht von ihnen; einerlei,
Ihnen war es zuzutrauen,
Und so wurden sie verhaun.
Die Moral: Nichts böses in,
Sonst traut man dir alles zu! 15303.

Namenrätsel.

Mita Recht heißt die Dame, hat einen bedeutenden Gatten;
Schon ihr Name verrät, welchen Beruf er gewährt. 21459.